



JAN-HEINER TÜCK · FREIBURG

KOMMEN WIR WIEDER?

Was den Auferstehungsglauben von der Reinkarnation unterscheidet

Die Faszination an der Wiedergeburtstheorie scheint ungebrochen. Nicht nur Anhänger von Spiritismus, Esoterik und New Age, auch Intellektuelle, die ihren Lessing gelesen haben oder anthroposophisch sozialisiert sind, fühlen sich angesprochen. Religionssoziologische Studien zeigen überdies, dass die Reinkarnationsvorstellung zunehmend auch in den Kirchen Einzug hält. Ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit, denn die Wiedergeburtstheorie ist mit dem christlichen Bekenntnis zur Auferstehung der Toten nicht vereinbar.

Faszination

Doch was macht ihre anhaltende Faszination aus? Alle Spielarten der Wiedergeburtstheorie widersprechen der materialistischen Sicht, dass mit dem Tod das menschliche Bewusstsein endgültig ausgelöscht wird. Es gibt eine Hoffnung über den Tod hinaus – und das ist, wie Goethe bereits bemerkte, allemal tröstlich. Zugleich steht mit dem Karma-Gedanken ein Gesetz im Hintergrund, welches das Tun des Menschen mit einer automatisch wirksamen Vergeltung verknüpft. Der oft als ungerecht empfundene Unterschied der menschlichen Schicksale wird ebenso erklärbar wie die bedrückende Frage, warum es den Guten schlecht, den Bösen aber gut geht. Denn jeder ist selbst für sein Schicksal verantwortlich, das er durch seine Taten verdient hat. Die einen haben für Versäumnisse und Sünden zu büßen, die sie in einem früheren Leben auf sich geladen haben; andere profitieren von Verdiensten, die sie in vormaligen Existenzen erworben haben. Nach vorne gewendet heißt dies: Alle werden auch künftig für ihre Taten, wenn sie moralisch schlecht sind, Sanktionen, wenn sie moralisch gut sind, Gratifikationen erhalten. Man unterschätze die Anziehungskraft dieser Vergeltungslogik nicht. Sie findet im menschlichen Denken und Fühlen tiefe Resonanz. Über die moralische Idee eines sühnenden Ausgleichs hinaus sind westliche Spielarten der Reinkarnation für viele auch deshalb attraktiv, weil sie von einem dynamischen Lern- und Entwicklungsprozess ausgehen, der sich über viele Inkarnationen erstrecken kann und letztlich zur Vollendung führt – eine Vorstellung, die mit der gesellschaftlich verbreiteten

JAN-HEINER TÜCK, geb. 1967, Dr. theol., Privatdozent am Institut für Systematische Theologie der Universität Freiburg, Schriftleiter dieser Zeitschrift.

Fortschritts- und Leistungsmentalität gut konveniert. Man ist selbst der Ingenieur seines Heils und braucht sich im Letzten nichts geben zu lassen.

Die antimaterialistische Stoßrichtung ist der Seelenwanderungslehre und dem christlichen Auferstehungsglauben gemeinsam: In der Hoffnung auf ein Leben über den Tod hinaus kommen beide überein. Auch besteht eine gewisse Konvergenz zur «Fegfeuer»-Vorstellung, die betont, dass ein von Schuld belastetes Leben nur über einen Prozess der Läuterung in die Vollendung eingehen kann. Gleichwohl gibt es erhebliche Differenzen, die vor allem das Zeitverständnis, das Menschenbild und die konkrete Ausgestaltung des Vervollkommnungsgedankens betreffen.

Unvereinbarkeiten

Zeitverständnis: Die Reinkarnationsvorstellung denkt Zeit nach dem Modell des Zyklus oder der Spirale. Für die christliche Geschichtssicht sind demgegenüber die Momente der Einmaligkeit, der Befristung und der Unwiederbringlichkeit wesentlich. Wie Gott sich zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt der Geschichte, dem Kairos des Heils, in der Person Jesu geoffenbart hat, so ist jedem Menschen eine bestimmte Lebensspanne gegeben, in der er seine Begabungen entfalten oder auch vergeuden kann. Der Hebräerbrief hat dieses Zeitverständnis prägnant ins Wort gebracht: «Wie es dem Menschen bestimmt ist, ein einziges Mal (*hapax*) zu sterben, worauf dann das Gericht folgt, so wurde auch Christus ein einziges Mal (*hapax*) geopfert, um die Sünden vieler hinwegzunehmen» (Hebr 9,27f). Die Betonung der Einmaligkeit einer jeden Biographie, die durch den Tod besiegelt wird, widerspricht dem Motiv der Wiederholbarkeit, die dem Begriff der «Re»-Inkarnation eingeschrieben ist. Was geschehen ist, ist geschehen und kann nicht in einem späteren Leben durch moralische Besserung rückgängig gemacht werden.

Menschenbild: Hinzu kommt, dass der anthropologische Dualismus der Wiedergeburtstheorie mit dem Menschenbild der jüdisch-christlichen Überlieferung nicht in Einklang zu bringen ist. Statt die Identität der Person in einen sich durchhaltenden Träger, die *Seele*, und wechselnde Ausdrucksmedien, die *Leiber*, auseinanderzureißen, insistiert der Glaube darauf, dass der Leib als Medium der Kommunikation zur Identität der Person gehört. Aus christlicher Sicht ist es inakzeptabel, den Leib zu einer austauschbaren Hülle abzuwerten und damit die einmalige Freiheitsgeschichte einer Person zu einer vorläufigen Etappe im Kreislauf der Wiedergeburten herabzuwürdigen. Wie der Leib ohne Seele tot ist, so ist die Seele ohne Leib eine kommunikationslose Monade. *Anima unica forma corporis*, heißt die klassische Formel bei Thomas von Aquin (vgl. S. th. I, q. 76, a. 1 und 3), der zugleich betont, dass eine von ihrem Leib getrennte Seele keine Person mehr sei.

Vervollkommnung: Der dritte Differenzpunkt betrifft die Vorstellung, sich selbst durch moralische Leistungen verbessern und vervollkommen zu können. Dabei ist es unstrittig, dass menschliches Leben faktisch immer vervollkommnungsbedürftig ist. Die Frage ist nur, *wie* die Vervollkommnung konkret erreicht wird. Die Auffassung, was man in diesem Leben nicht geschafft habe, was misslungen und bruchstückhaft geblieben sei, das könne man im nächsten anders und besser machen, entspricht sicher einer evolutionistisch getönten Zeitvorstellung, die beiseite schiebt,



dass die Lebenszeit einer Frist unterliegt. Auch lässt sich die westliche Adaption der Wiederverkörperung durchaus als Metamorphose des neuzeitlichen Fortschrittsgedankens lesen. Das Christentum setzt mit seinem Glauben an die zuvorkommende Gnade Gottes allerdings deutlich andere Akzente. Erlöste und von Schuld befreite Identität ist danach nicht das Produkt menschlicher Leistung, sondern zunächst und vor allem göttliche Gabe. Die Gabe anzunehmen und in einer konkreten Existenz Fleisch werden zu lassen, dazu reicht *ein* Leben aus. Die Momente von Schuld und Versagen, die jede Biographie durchziehen, sind kein Einwand dagegen. Auch davon kann man sich – etwa im Sakrament der Buße – befreien lassen, wenn man es aufgibt, verzweifelt man selbst (oder eben nicht man selbst) sein zu wollen. Wer die eigene Schuld bereut und bekennt, wer die Gabe der Vergebung annimmt und sich durch Christus erlösen lässt, ist befreit von dem Zwang, sich selbst erlösen zu müssen. Das wäre aus christlicher Sicht dem gnostischen Motiv der Selbsterlösung entgegengesetzt, das in der Tradition der europäischen Aufklärung tiefe Spuren hinterlassen hat.

Auferstehung, Gericht und Vollendung

Die Tatsache, dass der Auferstehungsglaube selbst im Bewusstsein vieler Christen verblasst ist, hat sicher vielfältige Ursachen. Nicht zuletzt dürfte die auftrumpfende Dürftigkeit einer Pastoral für diesen Schwund mitverantwortlich sein, die den Auferstehungs- und Gerichtsgedanken aus der Verkündigung gestrichen und durch eine inflationäre Rede vom lieben Gott ersetzt hat. Der Abschied von eschatologischen Drohdiskursen mit einschlägigen Höllenszenarien ist sicher überfällig gewesen, aber er ist nicht selten ins gegenteilige Extrem, eine erschreckende Banalisierung Gottes, umgeschlagen. Wer aber von Kanzeln und Kathedern das Eintrittsbillet in den Himmel schon hier und heute garantieren zu können glaubt, der verdoppelt eine satte und insgeheim selbstgerechte Mentalität, anstatt sie kritisch zu befragen und zur Umkehr zu bewegen. Ohne das Gericht – die Krise, die eine jede Person in die Wahrheit kommen lässt – wird es nach christlicher Überzeugung keine Vollendung geben. Nicht Maßstäbe menschlicher Leistung und irdischen Erfolgs bestimmen das Gericht, sondern die Nähe zu Christus, die sich an der gelebten Gottes- und Nächstenliebe ablesen lässt. Gleichwohl wird die dramatische Konfrontation mit Christus, die einen jeden in die Wahrheit kommen lässt, kein gnadenloser Prozess sein. Die Hoffnung, dass er auch im Gericht nichts unversucht lassen wird, um den von Sünde und Schuld belasteten Menschen zu retten, hat jedenfalls darin einen Anhalt, dass Gott selbst im Sterben Jesu die Situation menschlichen Gottesverlustes und der Sünde aufgesucht hat. Werden die Gläubigen um diese Botschaft betrogen, entsteht ein Vakuum, das leicht durch Ersatzvorstellungen aufgefüllt wird. Das aber ist die Stunde des Synkretismus.

Christen aller Konfessionen gedenken am Sonntag der Auferstehung Jesu Christi und feiern in Worten und Zeichen den Sieg des Lebens über den Tod. Diese Freude schlägt dann nicht um in einen leidvergessenen Triumphalismus, wenn bewusst bleibt, dass es der Gekreuzigte ist, der auferstanden ist. In der Passion auf Golgotha hat er den brutalen Hass seiner Peiniger von innen her verwandelt in einen Akt der Hingabe und der Vergebung. Gerade die Wundmale des Verklärten zeigen, dass die



Spuren seiner Leidensgeschichte nicht ausgetilgt, sondern in die Wirklichkeit der Vollendung hineingenommen sind. Der Leib, mag er auch noch so geschunden und verletzt sein, ist keine austauschbare Größe, er macht die Person Jesu auch als verklärte identifizierbar. In den neutestamentlichen Erscheinungsberichten zeigt der Auferweckte die Stigmata nicht vor, um die Jünger der Untreue und des Verrats zu überführen oder für sein unschuldig vergossenes Blut Rache zu fordern. Die Male sind vielmehr sichtbare Zeichen seiner bis in Äußerste gehenden Hingabe für die Menschen. Der christliche Glaube verbindet darum die österliche Botschaft: «Er, der tot war, lebt!» – mit der Hoffnung, dass er kommt, zu richten die Lebenden und die Toten. Nicht wir werden wiederkommen, um uns in neuen Inkarnationen moralisch zu perfektionieren, sondern Christus. Er ist als Richter zugleich der Retter, der allein die von Schuld und Leid durchfurchte Geschichte der Menschen zur Vollendung führen kann. Auch daher rufen Christen seit jeher: «Maranatha. – Unser Herr, komm!» (1 Kor 16,22)

